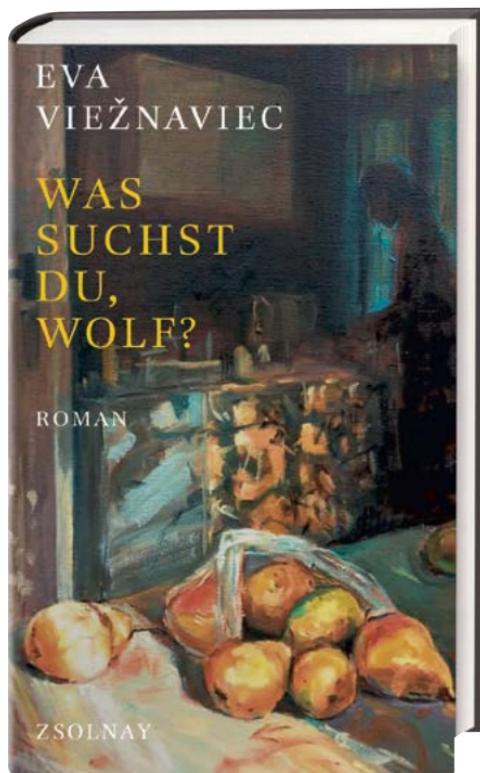


Leseprobe aus:  
Eva Vieznaciec  
Was suchst du, Wolf?



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2023 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien



Z



Eva Viežnaviec

WAS  
SUCHST  
DU,  
WOLF?

Roman

Aus dem Belarussischen  
übersetzt von Tina Wünschmann

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien 2020 im  
Verlag Pflaumbaum, Minsk.  
Mit Unterstützung der S. Fischer Stiftung

S . F I S C H E R  
S T I F T U N G

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-552-07336-4

© Eva Viežnaviec, 2020

This translation is published by arrangement  
with TAA Pflaumbaum

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe  
© 2023 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien  
Satz: Nele Steinborn, Wien

Autorinnenfoto: © Dirk Skiba

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Chudakova Nastasya

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



WAS  
SUCHST  
DU,  
WOLF?



## I.

### HEIM ZUM GRAB

Wenn du in der öffentlichen Toilette den Korken der Weinflasche mit dem Schlüssel eindrückst und ihn dann ableckst, damit kein Tropfen verloren geht, brauchst du dich vor nichts mehr fürchten. Vor allem, wenn es der Schlüssel zum Nirgendwo ist.

Ryna leckte den Schlüssel ab, dann schlürfte sie routiniert so, dass der Korken nicht nach oben schwamm und der Wein in die Kehle floss. Alkoholismus hat, wie jede Beschäftigung, seine Geheimnisse und verlangt nach Übung. Ryna saß in der Toilette des Einkaufszentrums und bemühte sich, geräuschlos zu trinken, damit es in den Nachbarkabinen nicht zu hören war.

Die Geschichte des weiblichen Alkoholismus wird in öffentlichen Toiletten geschrieben. Sie sind die Wegpunkte jeder städtischen Alkoholikerin. Dorfalkoholikerinnen haben ihre Orte und Verstecke überall. Tanja Goldlibelle zum Beispiel bewahrte ihre Flaschen auf Apfelbäumen auf und aß beim Trinken Äpfel, ohne sie zu pflücken. Alle Apfelbäume hingen voller angebissener Früchte.

Das kühle, grünlich schimmernde Moselwasser, gekauft noch in Darmstadt und aufgespart bis Warschau, flutete die trockene Vorhölle und verwandelte Böses in Gutes. Ryna trat aus der Kabine und ging zum Waschbecken. Ohne in den Spiegel zu schauen, hielt sie die Hände unter den Wasserstrahl. Der Höhepunkt hält nicht lange an, daher muss man, solange man bei Sinnen ist, prüfen, ob Dokumente, Tickets, Portmonee und

Telefon noch da sind. Um den Schlüssel musste sie sich nicht mehr sorgen. Arbeit und Wohnung in Deutschland hatte sie verloren, und zu Hause gab es keine Schlüssel. Die Großmutter hatte weder Schloss noch Schlüssel, nur einen Haken an der Tür. Am alten Neujahr hatte die Alte endlich ihre Seele dem Herrn übergeben, im 101. Lebensjahr, ohne dabei die Ahnjescha Adolfawa zu schlagen, die zu Weihnachten 1912 geboren und an Johanni Enthauptung 2014 gestorben war, was 102 Jahre und sieben Monate macht. Jetzt konnte man auf die Paraska setzen, die von allen die Leidenschaftlichste war.

Als Großmutter Darafeja starb, war sie fast blind und dürr wie eine Bohnenstange, aber bei vollem Bewusstsein und Kräften. Ryna kümmerte sich zu dieser Zeit um alte Deutsche statt um ihre Großmutter. Darin liegt eine gewisse Vollendung, ein geschlossener Kreis. Wir sind auf Gedeih und Verderb mit den Deutschen verbunden; was dabei gut und was böse war, verwischt am Ende und wird bedeutungslos. Nach den Ferien kündigten sie Ryna im Pflegeheim, wegen der Trinkerei. Im Übrigen hatte sie längst gespürt, dass das Leben sie in den Hintern trat und es Zeit war, nach Hause zurückzukehren. Nun hatte es sich so ergeben, dass sie keine Wahl hatte. Wie ein Katzenjunges hatte man sie in einen Sack gesteckt, ihn zugeschnürt und trug sie nun in die heimischen Mariensümpfe.

Alles ist in Ordnung. Zeit, zum Zug zu gehen. Der Moselwein hält anderthalb Stunden an, danach kann man schon sparsam in der Zugtoilette nachlegen. In zwei Stunden kommt die Grenze, dort muss man kaugummikauend und unbescholt den Grenzsoldaten und Zöllnern in die Augen schauen können. Ryna trat aus der Toilette und ließ den Blick über die Besucher

des Einkaufszentrums schweifen. Die Glücklosen waren in der Menge leicht zu erkennen. Dieser Junge dort hasst seine Pickel und Blüten, er versteckt sein Gesicht hinter Haaren und Kapuze. Die Alte da ist zum Bahnhof gekommen, um unter Menschen zu sein. Sie hat offenbar keinen Ort, wo sie sonst hingehen kann. Wie auch die zwei Teenie-Mädchen, die durch Bahnhöfe und Einkaufszentren schwärmen und in Toiletten und Tiefgaragen Liebe machen. Und da sind auch die Landsleute – ein Häuflein Gastarbeiter mit abgetragenen Jeans und ihrem eigenen Alkoteint. Alkoholiker sehen die Welt immer vom dunklen Abgrund aus. Um an der Oberfläche zu bleiben, muss ein bestimmtes Maß an Trunkenheit gehalten werden, sonst wird alles unerträglich. So ist die Realität dieser Krankheit.

Übung ist alles. Puder ins Gesicht, auf der Toilette Zähne putzen, Kaugummi in den Mund, Frisur mit Wasser richten. Reaktionen drosseln und mäßigen. Gefühlsschaukel bremsen, keine Duselei, kein Ärger. Nicht schwanken. »Fischers Fritze fischt frische Fische« – die Aussprache geht erst viel später in die Binsen, wenn die Grenze schon vorbei ist. Dann ist auch der letzte Tropfen Mosel fällig, um die Ankunft in der Heimat zu feiern. Jedes große Ereignis verdient einen ordentlichen Schluck, die Rückkehr nach Hause ist stets unvergesslich. Ob nun per Flugzeug, Auto oder Zug, immer fühlst du, wie direkt hinter der Grenze die Luft schwerer und feuchter wird, Geräusche ausflocken und ersticken, die Gerüche dafür intensiver werden, als würdest du auf den Grund eines unsichtbaren Sumpfes oder Teiches sinken. Gleich hinter dem Grenzübergang das graue Rückgrat des Waldes, graphitfarbene Streifen am Himmel, Schnörkel eines Vogels über dem Forst. Gut ausgedacht und ausgeführt. Dahinter beginnt das Land – Sonne, Himmel, Strohballen, gefällte

Bäume, angestrichene Steine, Panzer und Steinsoldaten. Und die Toiletten. In belarussischen Toiletten fällt selbst das Trinken schwer – die Seele erträgt es nicht. Schmutzige Stoffknäuel an den Rohren, rostige Bächlein im Waschbecken, Gestank, absolute Leere – weder Papier für dich noch Seife.

Der Minsker Bahnhof ist reich an Hühnerbeinen und billigen Büchern. Was braucht man auch sonst für die Reise? Rynas Telefon saugte lange Blut aus dem Notebook, erwachte aber dennoch nicht zum Leben. Vielleicht hatte es Wein abgekriegt, das passiert. Welchen Unterschied machte es auch? Wen sollte sie anrufen, wem schreiben? Der einzige Mensch, mit dem man im Moment sprechen müsste, lag mit gefalteten Händen da, die Nase zum Himmel aufgerichtet. Besser nicht denken. Ryna spürte langsam die Nüchternheit aufsteigen, eine innere Leere zog auf. Dazu noch der Minsker Bahnhof – ein höllisch trister Ort. Den Mittelpunkt der einer riesigen Scheune gleichenden Empfangshalle bildete eine Rolltreppe, der ein französischer Cancan zum Leben fehlte – tanzende Mädchen, die zu Gelächter und Musik ihre Beine in die Höhe werfen und Salto-s schlagen. Die wehenden Federn und Tüllspitzen würden vielleicht auch die Reisenden und die taubengrauen Milizionäre beflügeln. Vielleicht würde es aber auch niemanden kümmern. Ein emotionsloses Volk, Gesichter wie beim Möbius-Syndrom. Weder lebendig noch tot. Wie Wasser im Mund. Wie brennendes Nass. Wie ein stiller Sommer. Das menschliche Gesicht wird von 34 Muskeln gesteuert. Vielleicht möchten die hiesigen Menschen diese Muskeln nicht bei jeder Miene, jedem Lächeln beanspruchen. Doch das bemerken nur Touristen, wer hier lebt, findet es *normal*. Das Schlüsselwort ist *normal*. »*Es ist normal für mich, auch Belarussin zu sein*«, wie eine Frau bei einer Straßenbefragung sagte, ohne auch nur mit der

Wimper zu zucken. In einer Kultur des Überlebens muss die Mimik minimalistisch sein.

Moselwein erfordert einen guten Nachfolger, einen, der die Stimmung hält, den euphorischen Rausch. Zum Beispiel einen Liter Grapefruitsaft und hundert oder 150 Gramm klaren Schnaps. Ryna begab sich in die Toilette im Untergeschoss, die immer sauber und freundlich war und von lebenserfahrenen und gleichgültigen Tanten betreut wurde. In den Kabinen wurde geraucht, getrunken, sich umgezogen, umgepackt und der Teufel weiß was noch. Man müsste sich schon am Kleiderhaken aufhängen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Ryna rührte also hurtig ihren Wodkasaaft an und saß gleich darauf schon im Vorortzug, der durch Erlenwälder und zarte Kiefernhaie ruckelte, bis er schließlich am hintersten Ende des ausklingenden Wintertages anhielt. Saretschscha. Die kleine Brücke, die Häuschen, die Kiefern auf der ehemaligen Militärsiedlung. Die Siedlung stand teilweise leer, nur in einem der Wohnblöcke befand sich noch eine Unterkunft für alte und arme Menschen, daneben eine lichte Tanne, geschmückt mit Watte und Aluminiumfiguren aus den 1960ern und 1970ern: ein Schwan, ein Eichhörnchen, ein Hahn, ein gläserner Kosmonaut und ein Maiskolben. Eine der Pflegerinnen hatte die Figuren von zu Hause mitgebracht, um jene zu erfreuen, die sich hier mit Alter und Gebrechen plagten. Wie Natascha, die auf den Zaun gestützt dastand und wartete. Sie wartete jeden Tag auf die Ankunft des Vorortzuges, um die Passagiere anzusprechen: »Sind Sie aus Leningrad? Mein Papa kommt aus Leningrad!« Die feiste Natascha hatte nur vier Zähne und lächelte sparsam, als spiele sie Hühnchen-putt-putt-putt. Natascha liebte alles Violette, und auch jetzt umhüllte eine geräu-

mige violette Daunenjacke ihren Körper, auf dem Kopf trug sie ein violettes Tuch mit grünen Rosen und silberglänzenden Lurexstreifen.

– Hast du es, fragte sie hoffnungsvoll.

Ryna zog aus ihrem Rucksack eine violette Tasche und aus der Tasche einen fliedergrauen Lippenstift.

– Und hast du es, Natascha?

– Ich holt es gleich! Will nur schauen, ob mir der Lippenstift steht. Wenn er gut ist, hol ich es, wenn nicht, dann nicht!

Natascha drehte den kleinen Zylinder, so dass der fliederfarbene Stift hervorkam, und schaute mit stummem Entzücken auf die perlmuttfarbene Pomade. Um sie zu kaufen, hatte Ryna in schwarze Löcher eintauchen müssen, in denen die Neunziger überlebt hatten. Schließlich fand sie in einem heruntergekommenen Lädchen in Poznań eine Schachtel mit preisreduzierten Lippenstiften. Perlmuttern, grau, taubenblau, rosa-rot und lilafarben. Der Ladenbesitzer wollte Ryna die ganze Schachtel für zehn Złoty verkaufen, doch wohin damit? Natascha würde sie wohl nie verbrauchen können. Sie wurde immer schwächer und soff, ihr Körper zerfiel förmlich von den starken Medikamenten, Ryna kannte diesen Tod aus dem Altenheim.

Natascha schob sich eilig zu ihrem Wohnblock hinüber, Ryna blieb unter den Kiefern zurück und wartete auf den Bus. Schürfte von ihrem Elixier. Ihr gefiel, wie die fahlen Sonnenstrahlen durch die vereinzelten Kiefern über der Militärsiedlung flirrten, wie das Hundegebell langsam verstummte. Weit entfernt ein Geräusch, als würde jemand mit einer Eisenstange auf ein hohles Metallfass trommeln. Der Bus Saretschscha-Lipjen war also nicht weit. Holt sie es, oder holt sie es nicht?

Gibt sie es her oder nicht? Letztlich musste man auf die Entscheidung des Schicksals vertrauen. Im Grunde stand Ryna diese Entschädigung von Natascha zu. Sollte ihr zustehen.

Ryna hatte sich schon auf einen Fensterplatz gesetzt, als Natascha auftauchte. Die violette Frau lief auf ihren dicken Beinen in Schneestiefeln auf den Bus zu. Sie steckte Ryna ein Päckchen zu, in goldenes Schokoladenpapier gewickelt und mit einem tiefroten Bändchen verschnürt.

Ryna küsste Natascha auf ihre schwammige, weiche Wange und steckte das Päckchen ein. Alles lief nach Plan. Wenn du alles verloren hast, kann es nur noch bergauf gehen.

Aus dem Busfenster sah sie in einem dünnen Gebüsch einen aufgehängten Hund. Nummer eins. Wenn eine Heilerin begraben wird, braucht es sieben Tode, kleine und große. Eigentlich wollte Ryna nicht an die Lehren der Daroschka denken, da sie nicht an sie glaubte, und selbst wenn, würde das doch nichts ändern und vor nichts retten. Deshalb waren sie die Erinnerung nicht wert. Und doch drängten sie bei jeder Gelegenheit in den Kopf, denn die Darocha wusste mehr als jede Heilerin im Umkreis von hundert Werst, in alle Himmelsrichtungen. Sie schrieb alles mit einem blauen Kopierstift auf, vielleicht dem letzten auf der Welt. Niemand schrieb mehr mit diesen chemischen Bleistiften, aber die Großmutter besaß einst eine ganze Schachtel davon – dick wie Stämme, kantige Kopierer, mit denen sie ganze Hefte vollschrieb. Für wen? Ryna interessierte ihre »Wissenschaft« nicht, andere Enkel hatte die Alte nicht, wer also sollte das Geschreibsel einer blinden Alten entschlüsseln.

Die Hefte beschriftete die Großmutter auf Russisch mit »Darafeja Sawkowna Sirasch«, damit es bedeutender klinge. Dass ihr Vatersname auf Russisch Sawitschna hieß, wollte ihr nicht in den Kopf. – Sawitschna!, schimpfte Daroschka, als wäre ich eine Eule! Selber Sawitschna. Was bringen sie euch bloß bei! Ich war im Schreiblernpunkt und in der Schule, ich weiß selbst, wie man schreibt!

– Großmutter, fragte Ryna, warum schreibst du dann aber Sawkowna? Schreib doch Sawauna, dein Vater war doch als Sawa getauft.

– Den Sawa hat er nicht verdient, der Mörder, Sawka muss reichen!, antwortete die Großmutter.

Tatsächlich hatte niemand sie jemals Darafeja Saukauna genannt. Man rief sie Darocha, Daroschka oder Darochna, und dazu noch Drumeben, weil sie so stets ihre Belehrungen beendete: »drum eben«.

Diese Drumebens fanden sich auch in ihren chemischen Aufzeichnungen, einmal blau, einmal grau. Die Anilinstifte musste man ab und zu anlecken, damit sie schrieben. Nur ging dadurch auch ihr Gift in den Körper über. Man bezahlte also für die eigenen Schriften mit dem Leben, und das Geschriebene war voller Speichel, wie ein Schwalbennest. Es ekelte und sorgte Ryna gleichsam, wie eine Metapher. Sie schenkte der Alten Kugelschreiber, Federhalter, und gar ihre ersten Filzstifte, die der Vater weiß der Teufel woher bekommen hatte, als sie in die erste Klasse kam, waren ihr nicht zu schade. Die Großmutter akzeptierte sie nicht. Ob es ihre Anilinschriften noch gab? Und den

blauen Sessel, den der alte Lemesch noch vor dem Krieg gebaut hatte? Und ihren Krückstock?

Wenn man kein eigenes Fahrzeug hat, kommt man nach sechs Uhr abends aus Lipjen nicht mehr weg. Lipjen erstarrt, trennt sich von der Welt, legt seinen breitstirnigen Schädel auf die Pfoten seiner Straßen, um es herum versinken die Wälder im Schwarz, und die Dörfer leuchten matt. Wysokaja Bjerwa, Sab-jarwetschscha, Abtschynjez, Pljusna, Pjeratok, Pjel, Smalhawok, Wolaje Maloje und Wjalikaje. In der Dämmerung kam Ryna mit dem eisernen Trog an und schaffte es gerade noch, in die Blechgurke Lipjen-Wostryja Jelki umzusteigen. Das bedeutete, dass sie die letzten sieben Kilometer in der Dunkelheit zu Fuß zurücklegen musste. Natürlich hätte sie den Vater anrufen können, damit er sie abholt, aber wozu Menschen stören, die sich auch so bis zum Umfallen abrackern und zusätzliche Mühe nicht gebrauchen können. Für wen sollte Vater seinen alten Schiguli anwerfen? Für Ryna-Obdachlos, die zwar im reichen Deutschland gearbeitet hatte, zur Beerdigung aber keinen Rubel mitbrachte?

Der Bus hielt in Wostryja Jelki. Selbst an einem Winterabend war es hier nicht schwer, sieben Kilometer zu Fuß zu gehen: Alle Wege sind Dämme, aufgeschüttet winden sie sich über den trockenen Torfmorast wie Wetterfische. Und wenn der Weg sich über den Wald erhebt, ist es selbst in der tiefsten Nacht nicht unheimlich. Nur am Karalicha, wo sich drei Schüler im Auto des Vaters totgefahren hatten, war es unheimlich: Dort leuchteten zwischen den Kiefern die weißen Tücher an den Kreuzen hervor, und es schien, als stünden die drei Jungen in weißen Hemden dort. Ryna hatte immer Angst, eine leicht be-

legte Stimme zu vernehmen: »Haben Sie mal 'ne Kippe?« Der Junge, der den Unglückswagen gesteuert hatte, war Kettenraucher gewesen. In der feuchten Winterluft würde seine Stimme vollkommen dumpf klingen, wie durch Watte.